

Zitierhinweis

Stoy, Manfred: Rezension über: Oliver Jens Schmitt / Eva Anne Frantz (eds.), Albanische Geschichte. Stand und Perspektiven der Forschung, München: Oldenbourg, 2009, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 122 (2014), 2, S. 461-463, DOI: 10.15463/rec.1189734740

MITTEILUNGEN
DES INSTITUTS FÜR
ÖSTERREICHISCHE
GESCHICHTSFORSCHUNG

copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Albanische Geschichte. Stand und Perspektiven der Forschung, hg. von Oliver Jens SCHMITT–Eva Anne FRANTZ. (Südosteuropäische Arbeiten 140.) Oldenbourg, München 2009. 280 S. ISBN 978-3-486-58980-1.

Der vorliegende Sammelband enthält 13 Beiträge zumeist rund um die Historiographie zu wichtigen Themen der albanischen Geschichte. Diese beruhen auf einer Tagung im Dezember 2006, die auf Initiative des damaligen Albanien-Instituts in München und des Instituts für osteuropäische Geschichte der Universität Wien, die beide von der damaligen Balkan-Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften unterstützt wurden, veranstaltet wurde.

Im ersten Beitrag von Joachim Matzinger mit dem Thema „Die Albaner als Nachkommen der Illyrer aus der Sicht der historischen Sprachwissenschaft“ (S. 13–36) vertritt der Autor die Ansicht, dass die Autochthonie und damit verbundene Herkunft der Albaner von den antiken Illyrern nicht bestätigt werden könne. Zum einen sei das überlieferte Sprachmaterial zu ungenügend, um definitive Aussagen machen zu können, zum anderen liefere die Toponomastik ein klares Zeugnis gegen eine lineare illyrisch-albanische Kontinuität.

Stefan Schumacher zieht im Rahmen seiner Untersuchung „Lehnbeziehungen zwischen Protoalbanisch und balkanischem Latein bzw. Romanisch“ (S. 37–59) den bejahenden Schluss, dass die antike Vorstufe des Albanischen nachweisbare Spuren hinterlassen habe. Sie seien deutlich nachweisbar in dem dem Balkanromanischen aufgedrückten Stempel. Das auf dem Balkan gesprochene Latein beziehungsweise Romanisch habe im Kontakt mit dem Protoalbanischen gestanden und sei von diesem lexikalisch und strukturell beeinflusst worden.

Oliver Jens Schmitt schildert im Rahmen seiner Ausführungen mit dem Titel „Die Monade des Balkans – die Albaner im Mittelalter“ (S. 61–80) die Entwicklung der albanischen Mediävistik ausgehend von den beiden deutschsprachigen Gelehrten Jakob Philipp Fallmerayer und Karl Hopf bis in den Zeitraum der kommunistischen Herrschaft. Er zeichnet dabei ein sehr düsteres Bild des kommunistischen Geschichtsbildes, das von einem sehr ausgeprägten Ethnozentrismus, dem Mangel an kritischer Diskussion und dem weitgehenden Fehlen der Auseinandersetzung mit Forschungstendenzen außerhalb Albaniens geprägt sei. Der führende Historiker, der in Wien [bei Carl Patsch] ausgebildete erste Akademiepräsident Aleks Buda, hätte die Verbindung von Politik und Wissenschaft verkörpert, das Mittelalter habe als Projektionsfläche politischer Wunschvorstellungen gedient. Diese in Albanien unter Enver Hoxha entwickelten Deutungsmuster lebten bis in die Gegenwart in den Medien und im Internet weiter. Eine gewisse Problematik bei der Erforschung des Mittelalters bestehe in der ungleichen Verteilung der Quellen. Bis zum Spätmittelalter stünden nur wenige Texte zur Verfügung, danach befänden sich die Schriftquellen in der Regel wieder außerhalb des albanischen Raumes, wobei der oft mühevolle Zugang in den südosteuropäischen Archiven die Forschung behindere.

Markus Koller zieht in seinem Aufsatz „Albaner im Osmanische Reich – ein historiographischer Überblick (17. und 18. Jahrhundert)“ (S. 81–105) eine große Linie ausgehend von der Raum- und Geschichtskonzeption über die Islamisierung, das Timarsystem, das osmanische Steuersystem in Albanien bis hin zur Entwicklung urbaner Zentren. Er wendet sich gegen eine bisherige Auffassung von einem konstruierten Kampf des albanischen Volkes gegen eine Fremdherrschaft, was auf der Vermeidung einer kritischen Analyse der osmanischen Quellen beruhe. Koller weist dabei auf zahlreiche aussagekräftige Forschungen aus dem Bereich der Wirtschaftsgeschichte hin, wobei eine zunehmend größere Zahl an *çiftliks* nicht in einer negativen Interpretation als Weg in die bäuerliche Leibeigenschaft, sondern als wichtiger Motor für die ökonomische Prosperität der urbanen Zentren gelten könnte. Nathalie Clayer stellt in ihrem Beitrag „Religion, Nationsbildung und Gesellschaft“ (S. 107–117) gegen Ende des Jahres 1990 eine Wende in den Untersuchungen zur Religion in der albanischen Gesell-

schaft fest, indem die von den kommunistischen Parteien geprägte monolithische Gesellschaft durch eine Vielfalt von Interpretationen abgelöst wurde. Bei zukünftigen Untersuchungen sollten die gesellschaftlichen Zusammenhänge stärker berücksichtigt werden und sich nicht so sehr auf Religion und Nation konzentrieren, auch die Staatsbildung und nicht nur die Nationsbildung im Mittelpunkt des Interesses stehen.

Bernd J. Fischer befasst sich bei seinem Thema „The Second World war in Albania: History and Historical Agendas“ (S. 119–130) vor allem damit, wie der Zweite Weltkrieg nicht nur zur Grundlage, sondern auch zum Gründungsmythos für den sozialistischen albanischen Staat Hoxhas wurde. Dieser Krieg habe Albanien aus der einen Isolation heraus- und in eine andere hineingeführt. Fischer erläutert die albanischen Auffassungen vom Stellenwert der deutschen Besatzer und ausländischen Hilfeleistungen. Hauptansatzpunkte waren der kommunistische Kampf gegen übermächtige ausländische Invasoren sowie einheimische Quislinge und der Sieg aus eigener Kraft.

Michael Schmidt-Neke weist in seiner Studie unter der Überschrift „Zwischen Kaltem Krieg und Teleologie: das kommunistische Albanien als Objekt der Zeitgeschichtsforschung“ (S. 131–147) darauf hin, dass die Loslösung von den gedruckten Quellen durch die schlechte Nutzbarkeit der albanischen Archive behindert sei. Eine institutionsbasierte Forschung in den westlichen Ländern werde durch die zahlreichen Stellenstreichungen nicht gefördert. Das gleiche Bild biete sich bei der von der albanischen Regierung beschlossenen Übertragung der Forschungsaufgaben von der Akademie an die Universitäten angesichts deren unzureichender finanzieller und personeller Ressourcen. Robert Pichler tritt in seinem Beitrag „Die Albaner in der Republik Makedonien – Geschichtswissenschaft im Spannungsfeld von Politik und sozialer Marginalisierung“ (S. 149–186) dafür ein, die Emanzipationsbestrebungen albanischer Historiker in Makedonien zum näheren und weiteren Umfeld in Beziehung zu setzen, primärer Bezugspunkt sei nicht die jugoslawische Teilrepublik, sondern das benachbarte Kosovo gewesen. Erst in den letzten Jahren hätten die albanischen Historiker verstärkt auf die makedonische Historiographie Bezug genommen. Stephanie Schwandner-Sievers sieht unter der Überschrift „Jungfrauen‘ und ‚Elefanten‘ im Porzellanladen: Zur internationalen Herausforderung der albanischen Ethnologie im Postsozialismus“ (S. 187–214) die Öffnung des Landes als eine Herausforderung auch für die Ethnologie, indem vorher Hoxha die Arbeit der Wissenschaftler immer wieder persönlich beurteilt, abgemahnt und direkt vorgeschrieben habe, wie sich ihre Forschungen zu entwickeln hätten. Die Autorin konstatiert schließlich zwischen den „Jungfrauen“ der etablierten albanischen Wissenschaftsgeneration und den fremden „Elefanten“ das Fehlen eines Dialogs und der wechselseitigen Wahrnehmung. Robert Elisie begrüßt in seinen Überlegungen „Albanian literary history and Albanian literary culture: observations on recent development“ (S. 215–223) das Ende der Abschottung der modernen albanischen Literatur in Albanien und im Kosovo. Die getrennte Entwicklung zweier albanischer Kulturen sei nun aufgehoben. Die Auswirkungen seien in einem Ansteigen der Novellen, Kurzgeschichten und anderer Literaturgattungen zu bemerken.

Eine interessante Untersuchung liefert basierend auf stupender Quellenkenntnis Noel Malcolm mit „The ‚Great Migration‘ of the Serbs from Kosovo 1690: History, Myth and Ideology“ (S. 225–251). Er analysiert hier die in den Darstellungen meist vernachlässigte Rolle der Albaner im Rahmen dieses historischen Ereignisses. Er stellt außerdem fest, dass von einem großen Auszug des Patriarchen Arsenije III. Crnojević nicht gesprochen werden könne.

In den beiden letzten Beiträgen schildern Peter Bartl in „Begegnungen mit der albanischen Geschichte“ (S. 253–260) und Edgar Hösch in „Peter Bartl und das Albanien-Institut e. V. in München“ (S. 261–266) die „glückliche“ Entwicklung der Albanologie in München ausgehend von Georg Stadtmüller und deren „Ende“ im Rahmen der vom bayerischen Minister rat 2001 beschlossenen Neustrukturierung der Ost- und Südosteuropaforschung in Bayern. Die düsteren Zukunftsperspektiven stimmen angesichts des Enthusiasmus und des Eifers, mit

der der Aufbau des Instituts und der Bibliothek betrieben wurde, wehmütig. Glücklicherweise konnte die Bibliothek dank des Einsatzes von Schmitt mit ihrer Verbringung nach Wien gerettet werden.

Als Fazit der Beiträge kann gesagt werden, dass sich durch die meisten als rote Linie eine Kontinuität der Historiographie unter Enver Hoxha und das Fehlen einer internationalen Vernetzung ergibt. Es ist zu hoffen und zu wünschen, dass dieser Mangel doch in einiger Zeit behoben sein wird.

Wien

Manfred Stoy

Martin GRAVEL, *Distances, Rencontres, Communications. Réaliser l'empire sous Charlemagne et Louis le Pieux*. (Haut moyen âge 15.) Brepols, Turnhout 2012. 467 p., 5 maps, 14 figures, 7 tables. ISBN 978-2-503-54554-7.

High on Carolingianists' agendas these days are new ways of posing old questions: about the effects of prescriptions on practice, about whether more or less royal itinerancy improved contacts between centres and peripheries, about how changed forms of communication altered their impact, and how social relations worked by negotiation rather than imposition. Legalistic approaches have been abandoned for sociological and cultural ones, and old capitularies, charters, formulae, are being looked at from new angles. In short, the Carolingian world has turned surprising. Martin Gravel's book is a response, with surprises of its own.

Gravel starts with „a media space (espace médiatique) in which politics came alive“, with „a terrain of relationships – conflictual, competitive, consensual – between central power and elites“ (pp. 13, 15), with the establishment of Carolingian power in the reign of Pippin (751–68). Gravel could have condensed the book's first half into a syllogism: face-to-face meetings were essential to power-relationships (Introduction); yet with a vast empire and imperial power located in a network of palaces centred on Aachen, the physical distance between the emperor and provincial elites was also very large (Part I, chapter I); therefore the Carolingians had to impose their legitimacy by inventing symbolic representations (chapter II), developing communications that allowed central power to function at a distance (chapter III), and delegating power to the regions (chapter IV). Here, certainly, are new ways of putting things.

Gravel is au fait with international scholarship, though his chief reference-points are French (in one or two cases, French-Canadian). He's not very interested in historical applications of social network theory (no Charles Tilly or Isabel Rosé), but offers ritual homage to the Canadian philosopher Marshall McLuhan, who charmed an older generation by announcing „the medium is the message“. Gravel notes the fundamental importance of armies in the formation, and persistence, of empires (pp. 25–6). To grasp how Carolingian rulers dealt with physical distance, Gravel's Chapter I examines: assembly politics and virtual encounters through letters; the creation of „a network-state“ (p. 51) with palaces as nodal points; face-to-face encounters and their settings; the how, and how long, of journeys to meet rulers: all essential preliminaries (though the bibliography on travel needs widening and updating). Chapter II considers the role of rumour in politics, and rulers' projection of symbolic presence. He deals briskly with royal ritual and the liturgy. He engages lengthily with Ildar Garipzanov's case for coinage as a medium of communication. To ask how symbolic messages were received is to conjecture. Less conjectural is the case for the ruler's assembly as „the focal point whence influence was diffused“, though Gravel underplays the *De ordine palatii*'s value here by neither clearly ascribing its core to Adalard, Charlemagne's counsellor-cousin, nor dating it to Charlemagne's reign (p. 133, cf. pp. 70–1, and pp. 147–8). Chapter III, „messages and messengers“, highlights Louis the Pious's rapid response to the revolt of Bernard of Italy: so much depended on getting information in time (pp. 148–50). Capitularies are key witnesses to the diffusion of